



**Antrittsvorlesung im Rahmen des *Actus Academicus* der
Fakultät für Katholische Theologie am 18.01.2019
Rupert M. Scheule**

Ich muss mit einer Schwierigkeit beginnen. Es geht im Folgenden *prima vista* um eine Fernsehserie, die vielleicht nicht besonders viele aus unserem Kreis hier bisher gesehen haben: »Game of Thrones« (GoT). Das freilich wäre noch gar nicht das Schlimmste. Ich könnte ja einfach versuchen, möglichst spannend zu erzählen, worum es geht. Aber sollten Sie heute Nachmittag auf den Geschmack kommen und sich einreihen wollen in die Millionenschar der GoT-Fans, hätte ich Ihnen die Spannung verdorben. Die Serie wäre für Sie - wie man neudeutsch sagt - *spoilert*. ►

Deshalb stelle ich eine ziemlich allgemeine Vorstellung der Serie an den Anfang. Das heißt, ich werde nur in groben Zügen sagen, was geschieht und nicht jede Pointe der wendungsreichen Handlung breittreten.

Anschließend will ich ein paar Thesen zur Popularität von GoT andeuten. Bevor ich meine eigene These plausibel machen kann, braucht es ein paar grundsätzliche Gedanken über den Zusammenhang von Leben und Erzählen. Daher an der Stelle ein kurzer erzähltheoretischer Exkurs. Meine These, so viel nehme ich schon mal vorweg, ist, dass GoT eine kunstvolle Narratio über das Enden und Beendigen ist, die uns demnächst ja ebenfalls endende - weil sterbliche - Wesen nicht kalt lässt.

Schließen will ich mit einigen moraltheologischen Beobachtungen, die auch mit dem Arbeitsprogramm des Lehrstuhls zu tun haben.

1. Was ist »Game of Thrones«?

Ich zeige Ihnen zunächst ein Portrait. ► Wenn Sie diesen Mann sehen, werden sofort sagen: klar, so einer liebt und schreibt Fantasy-Literatur. Das ist keine sphärisch hauchende Poetin, kein eleganter Autoren-Dandy. So schaut ein Fantasy-Nerd aus. Der Mann heißt George R.R. Martin und ist der Schöpfer der Romanserie »Das Lied von Eis und Feuer«. 2007 erwarb der US-Sender HBO die Filmrechte an Martins Romanen und vertraute den Stoff den beiden Produzenten – in der Seriensprache nennt man sie *Show Runner* - David Banioff und D.B. Weiss an. Die beiden entwickeln seither – übrigens in engem Kontakt mit Martin - die Serie »Game of Thrones«. Haben wir es hier nun mit Fantasy zu tun?

Wenn Sie in Martins Bücher hineinlesen oder einfach so ein bisschen hinein-zappen in GoT, wird das genau ist Ihr Eindruck sein: Aha, Fantasy! Denn deren typischste Zutaten sind leicht zu identifizieren: eine medievalisierende Secondary World, die Martin mit einer Detailbesessenheit ausstattet, welche Roland Barthes These vom Realitätseffekt des Akzidentellen (vgl. Barthes 2005) sofort bestätigt. Drachen gibt es in dieser Welt und Schwertkämpfe natürlich auch.

Aber Vorsicht! Martin spielt nur mit uns! Eigentlich ist es ein typischer Effekt der Secondary World von Fantasy, dass wir eben jene Anderwelt kennenlernen müssen, dann aber glauben zu wissen, wie sie funktioniert und was als Nächstes kommt. Doch Martin hält sich immer nur so lange an dieses Genre-Gesetz, bis er sicher sein kann, wir fühlen uns sicher, um uns anschließend eine *never safe*-Erfahrung zuzumuten. Wir sind niemals sicher, mehr noch: nichts ist sicher!

Zu *jeder* packenden Geschichte gehört eine Krise. Aber üblicherweise dient sie der Bewährung des Helden *in und mit* seinen Werten. Bei Martin aber sind auch die Werte in der Krise. Das Große und Ganze, die Soziale Ordnung, der Einzelne und eben seine Werte auch. Alles ist in der Krise. Willkommen im *never safe*-Universum von GoT.

Zum Inhalt nur so viel: ►

Martin entwirft eine fiktive Welt mit zwei Kontinenten, Westeros und Essos. In dieser Welt gibt es eine grundlegende Unsicherheit: niemand weiß, wie lange die lebensfreundlichen Sommer dauern – Jahre? Jahrzehnte? – und wann der nächste Winter kommt. Immer winterlich ist es in Westeros jenseits einer riesigen gletscherartigen Mauer. Dort leben noch die sog. ersten Menschen, die aus dem südlichen Westeros vertrieben wurden, als das Volk der Andalen, von Essos kommend, den Kontinent eroberte und sieben Königreiche bildete. Die wurden vereint zu den Sieben Königslanden und Jahrhunderte lang von einem

Herrscherhaus Targaryen regiert. Das alles aber ist Vorgeschichte! Auch dass sich 17 Jahre vor Handlungsbeginn ein gewisser Robert Baratheon an die Macht putschte, unterstützt u.a. von Eddard Stark, dem Wächter des Nordens, also des Gebietes an der Mauer. Robert ist ein schwerer Säufer und verunglückt tödlich auf der Jagd, an der er ohnehin mehr interessiert war als am Regieren. Und damit entsteht ein Konflikt, der die mittlere Erzählebene ausmacht, das eigentliche *Spiel der Throne*: Es ist ein Krieg, an dem v.a. drei Parteien wichtig sind: das Haus Lennister und das Haus Stark und dann die Reste des Hauses Targaryen. Sieben Staffeln lang kämpfen, intrigieren, meucheln diese Familien um den sog. Eisernen Thron der Sieben Königslande, wie wir das aus den spätmittelalterlichen Rosenkriegen zwischen den Yorks und den Lancasters oder den Königsdramen Shakespeares kennen. Die untere Handlungsebene ist gefüllt mit Beziehungsgeschichten, also den ganz persönlichen Sehnsüchten, Freuden und Verletzungen der Beteiligten, die mit einer psychologischen Tiefenschärfe erzählt werden, welche wiederum an Shakespeare erinnert.

Und dann gibt es da noch die oberste Handlungsebene, die eigentlich von Anfang an sichtbar ist. Zumindest für den Zuschauer. Irgendwas ist da jenseits der Mauer. *The Others*, die Anderen heißen sie in Martins Büchern. Sie sollen Tote zu kämpfenden Wiedergängern machen können, sagen Legenden. Ein Nachtkönig soll sie beherrschen. Und der bringt Eis und Tod. Während sich die Starks und Lennisters sich lieben und hassen, sich bekämpfen, sich rächen und wieder rächen, wächst sukzessive, von Buch zu Buch, Staffel zu Staffel die Gefahr durch *The Others*. Am Ende der siebten Staffel ist klar: sie waren von jeher die eigentliche Bedrohung: Die Mauer, die Westeros vom unheimlichen Norden trennt, zerbricht, man sieht eiskalte Wiedergänger in Westeros einfallen. Das ist der Stand am Ende der siebten Staffel.

2 Thesen zur Popularität von GoT

- ▶ Was fasziniert nun die Menschen an GoT so,
 - dass z.B. bei Start der siebten Staffel die erste Folge innerhalb von zwei Tagen 50 Millionen mal gesehen wurde,
 - dass GoT mit über 100 Mio illegaler Downloads wohl die meistgeklauteste Serie der Welt ist¹
 - Warum feiert auch die Kritik geradezu unisono diesen Mittelalter-Aufzug »als ein Kulminationspunkt des modernen *Quality TV*« (Mittell 2015, vgl. Poscheschnik 2016)«?

¹ <https://www.bild.de/unterhaltung/tv/gameofthrones/alle-zahlen-zum-serien-hit-52577036.bild.html>

- Was hat GoT, was andere nicht haben?

Um dies zu beantworten, bietet sich zunächst einmal die *Eskapismus-These* an: GoT ist sog. »High Fantasy« und diese steht – als Roman wie als Film – von jeher im Verdacht, den Eskapismus der Zuschauer zu bedienen. Studien belegen, dass das auch z.T. für GoT zutrifft. Nicht zuletzt das multimediale Paralleluniversum der *Fan Fiction* deutet darauf hin, dass sich manche Menschen lieber in der GoT-Welt als in ihrer eigenen bewegen (vgl. van Laer 2017). Aber kommt der Realitätsflüchtling wirklich voll auf seine Kosten, wenn ihm in der Secondary World die gleiche Realitätsverweigerung, Abschottungsangst und machttaktische Kleingeisterei begegnet, die ihm in der realen Welt so zusetzen?

Andere bringen daher eine *Travestie-These* ins Spiel, glauben also, dass Konflikte unserer Gegenwart im Fantasy-Gewand bearbeitet werden. Das behauptet z.B. der Innsbrucker Psychologe Gerald Poscheschnik. Er sagt: »Auf der [...] latenten Sinnesebene, die sich offenbart, wenn man von der Serie die genretypischen Elemente subtrahiert und ihre Handlung auf die wesentlichen Elemente und Relationen reduziert, zeigt sich ein komplexes Drama, das das Empfinden vieler Menschen vom Status quo unserer heutigen westlichen Gesellschaft widerzuspiegeln scheint« (Poscheschnik 2016, 3; vgl. auch van Laer 2017). Also konkret: Wir werfen uns mit aller Kraft in politische Kämpfe um Shutdown, Baukindergeld und Brexit, während uns mit dem Klimawandel doch längst die ganz große Katastrophe droht. Und genau das reflektieren auf ihre Weise die Scharmützel in den Sieben Königslanden, denen sich mit dem eisigen Wind aus dem Norden die Gefahr der totalen Zerstörung nähert.

Es ist evident: Man kann GoT auch mit dieser Brille lesen. Und doch glaube ich, dass die größte Faszination anderswo liegt und dass wir das gerade jetzt, vor der letzten Staffel erleben. Aber meine These verlangt ein paar grundsätzliche Gedanken über das Erzählen und was es mit dem Leben zu tun hat. Daher jetzt ein kurzer ►

3 Exkurs über Leben und Erzählen

Dass sich gelebtes Leben und erzähltes Leben bipolar gegenüberstehen, war noch nie die ganze Wahrheit über Leben und Erzählen. Aber die Narrative Psychologie der letzten beiden Jahrzehnte hat uns doch noch einmal eindrücklich darauf hingewiesen, dass wir Menschen uns im realen Leben stets auch in Geschichten bewegen, dass wir unsere Identität, unsere Beziehungen, unsere Zukunftspläne, ja unser Weltverhältnis narrativ organisieren, dass wir so

handeln, wie wir es aus Geschichten kennen und Geschichten mögen, in denen wir unser Handeln erkennen (vgl. Straub 2010, 136).

Das mikrosoziologische Thomas-Theorem, das für meine Art Moraltheologie zu betreiben, übrigens von jeher eine Rolle gespielt hat, besagt: »If men define situations as real, they *are* real in their consequences« (Thomas/Thomas 1928, 572). Also: Wenn mir eine literarische Liebesgeschichte hilft, mich in einer hochchaotischen emotionalen Situation geordnet einzufinden, wird mein Handeln dieser narrativen Situationseinfindung entsprechen. Das heißt: mein Handeln treibt die Geschichte weiter. Und das wiederum heißt: spätestens jetzt wird sie real.

Die Erzählung reflektiert oder repräsentiert die soziale Realität nicht nur, sie generiert sie auch. Oder, wie Albrecht Koschorke in seiner gefeierten »Allgemeinen Erzähltheorie« sagt: Das Erzählen »interveniert in der Welt, die es scheinbar nur widerspiegelt, und lässt sie in einem kreativen Aneignungsprozess in gewisser Weise überhaupt erst entstehen« (Koschorke 2017, 22). Wir bewegen uns in einem »enacted narrative«.

Aber was ist nun überhaupt eine Geschichte, eine Narration? Nahe bei der Poetik des Aristoteles (1450b), aber doch so simpel, dass es fast nicht mehr in einen Uni-Hörsaal passt, kann man sagen: Eine Erzählung ist etwas, was Anfang, Mitte und Ende hat. Der schlichte Satz hat es freilich in sich.

Er stellt zunächst einmal fest: Geschichten organisieren Inhalte *zeitlich* (wir kennen dieses »und dann und dann und dann« von unseren Kindern). Begriffe hingegen arbeiten mit Subsumtionen, also Ober- und Unterbegriffen.

Gerade da, wo begrifflich wenig zusammenpasst, wo Systematiken zerbrechen und wir an unseren Widersprüchen zu verzweifeln drohen, zeigt die Geschichte ihre Stärke: Sie kann zeitlich anordnen, was systematisch gar nicht zusammenpasst. Michel de Certeau hat meines Erachtens vollkommen recht: Gegensätze sind »dann im *selben* Text kompatibel, wenn dieser *narrativ* ist. Temporalisierung schafft die Möglichkeit, eine ›Ordnung‹ und das, was von ihr ›abweicht‹, miteinander zu verbinden« (de Certeau 1991, 16). A und Nicht-A stehen einander kontradiktorisch gegenüber. Gemeinsam schaffen sie es aber doch in ein Sinn-ganzes, wenn ich sie zeitlich anordne: Erst A, dann Nicht-A. Das ist das Muster von Bekehrungsgeschichten oder radikalen Lebenswenden. Es zeigt: Erzählungen haben eine enorme Einschlusskompetenz. Das macht sie als Ordnungsmuster so attraktiv: wie Faktischen wie im Fiktiven.

Das ist noch nicht alles: Geschichten beginnen nicht einfach so. Der Anfang ist eine Entscheidung. Das gilt gerade für Konfliktgeschichten wie bei GoT: Beginnt die Geschichte von Westeros mit dem Einfall der Andalen und der

Entstehung ihrer Königreiche? Oder erst mit deren Vereinigung zu den Sieben Königslanden? Beginnt, um etwas aus dem realen Leben zu ergänzen, die Geschichte des Staates Israel mit seiner Gründung, den zionistischen Siedlern des frühen 20. Jahrhunderts oder mit König David? Das ist wichtig, »weil von dem jeweils festgelegten Beginn an gleichsam der Zähler des Unrechts mitläuft, das einer Konfliktpartei zugefügt wurde und das ihre Gegenwehr legitimiert« (Koschorke 20117,63).

Keine Geschichte also ohne Anfang. Aber erst recht nicht ohne Ende. Das heißt nicht, dass Geschichten *nicht* ins Leere laufen oder unabgegoltene Enden haben können! Aber wenn dem so ist, fällt es uns auf. Das Ende ist die eigentliche Regentin der Erzählung. Dass es nämlich zu diesem und keinem anderen Ende kommt, versteht sich in einer guten Erzählung nicht von selbst, es muss erfochten werden. Wie wird das Ganze ausgehen? fragen Sie sich womöglich beim »Tatort« am Sonntag Abend um 21.35, - wissend, dass um 21.45 Schluss ist. Als stummer Gast ist das Ende des Krimis spätestens jetzt präsent. Eigentlich aber immer schon: Sobald wir wissen, worum es *geht*, wollen wir wissen, wie es *ausgeht*. Vollends zeigt sich die Regentschaft des Endes mit ihren Kniffen oder Grobheiten dann *im* Ende. Jetzt wird klar, was das alles sollte, was alles wichtig war, um zum Ende zu kommen und was nur Täuschung und List. Dabei mag man es drehen und wenden, wie man will: 21.45 kommt. Wieviel Loops von Anfang-Mitte-Ende auch verbaut sein mögen, wie viele Nebenpfade mit Anfang-Mitte-Ende-Stücken gepflastert sind, wie oft Seitenstrangerzählungen nicht über die Mitte hinauskommen. Am Ende *endet* die Erzählung. Und ein echtes Ende ist nicht einfach ein Aufhören. Mit dem Ende verbinden wir die Hoffnung, dass »etwas definitiv so ist und so bleibt, wie es wurde und kam« (von Matt 1991, 24). So sagt jedenfalls der Zürcher Literaturwissenschaftler Peter von Matt.

Meine These ist nun zunächst einmal, dass uns fiktionale Erzählungen wie GoT deswegen so packen und berühren können, weil eben die Erzählung auch ein soziales Ordnungsmuster für unser Leben ist. Wir sind nicht nur »story telling animals« (MacIntyre 1984, 216), sondern, wie Stanley Hauerwas sagen würde, »storied men« (Hauerwas 1995, 75), also erzählte Wesen. Wenn wir uns eine narrative Verfassung geben, sind wir aber auch notorisch vom Ende Betroffene: »storied men« sind »ending men«. Auch unser Ende kann natürlich unabgegolten, banal und beiläufig sein. Aber niemand wird sich das wünschen. Wenn wir schon enden müssen, dann doch bitteschön gut.

4 GoT und das Enden

► Und was hat das nun alles mit GoT zu tun? Ich glaube, GoT konfrontiert uns ständig mit Enden und Beendigungen. Menschenleben kommen hier in rascher Folge zum Ende. Mit ihnen aber v.a. die Erwartungshaltungen, die wir als Zuschauer mit ihnen verbinden. Allein in den ersten sechs Staffeln sind 71,6% der Charaktere, die bis dato auftraten, gestorben.² Aber noch entscheidender als die Menge der Serientoten ist ihre Prominenz. Eddard Stark, von dem man während der ersten Folgen glauben konnte, er werde die gesamte Serie tragen, stirbt kurz vor dem Ende der ersten Staffel. Die Handlung taumelt daraufhin kurz. Fasst wieder Tritt. Geht weiter. Robb Stark, Eddards Sohn und Hoffnung des Nordens, stirbt unvermittelt zusammen mit vielen anderen Sympathieträgern bei der sog. Roten Hochzeit am Ende der dritten Staffel (wir Fans erinnern uns mit Grausen).

In der vierten Staffel gibt es dann eine vielzitierte Szene mit Tywin Lennister und seinem Sohn Jaime Lennister. Der Krieg sei vorbei, so der Vater. Das Haus Lennister sei siegreich und der König in Sicherheit. Und Jaime Lennister spricht die Worte, die meinem Vortrag denn auch den Titel gaben: Der König ist sicher? »The king is never safe«. Wie recht er hat. Der grausame Kindkönig Joffrey wird wenig später auf seiner eigenen Hochzeit vergiftet und stirbt sehr unschön.

Man hat George R.R. Martin vorgeworfen, durch dieses ständige Sterbenlassen wichtiger Figuren raube er seiner Geschichte Potentiale, viele Charaktere seien doch noch gar nicht »ausgezählt« gewesen. Das stimmt. Aber es ist die große Stärke der Serie, im Buch wie im Film: Der Tod fragt nicht, ob's gerade passt. Er kommt. Soviel Ehrlichkeit in Sachen Tod sieht man nicht häufig in fiktionalen Formaten. Und wir Zuschauer – ja vom Ende Betroffene – bleiben trotzdem am Ball.

»Valar Morghulis« ist eine Grußformel aus GoT. Aus der Phantasiesprache des Hochvalyrischen übersetzt heißt das: »Alle Menschen sind sterblich«. – So grüßt man in Essos und so hätte m.E. die Serie auch heißen können. Denn das ist das eigentliche Thema von GoT.

Bei den vielen toten Schurken und toten Helden und allen Toten, die weder das eine noch das andere sind: Die Serie als solche und wir, ihre Fans, sind über Tode hinweggekommen. Bisher. Aber jetzt steht das Serienende bevor. Es beginnt in 86 Tagen mit der Veröffentlichung der ersten von sechs Folgen. Dann ist nach 8 Staffeln Schluss.

² <https://www.casino.org/game-of-thrones-odds/>

Aber welches Ende wird die Serie haben, die so oft das Ende zum Thema hatte und doch acht Jahre lang nicht endete? Wird es die ultimative Auseinandersetzung mit dem Ende? Werden die *Show Runner* ein echtes Ende wagen oder – dieses eine Mal – sich doch drücken um das Herzthema des Endens und uns irgendeinen mauren offenen Schluss präsentieren?

Der schon erwähnte Peter von Matt vertritt die These, es gebe nur drei befriedigende Enden von Geschichten: Hochzeit, Wahnsinn, Mord (vgl. von Matt 1991, 25). Also: alle für immer glücklich, alle für immer im Chaos oder alle für immer tot. Wie wird es enden mit GoT im kommenden Frühjahr?

Jetzt mache ich etwas, womit man sich eigentlich nur blamieren kann. Ich gebe eine Prognose ab zum Ende von GoT. Wenn es ein großes, ein echtes Ende gibt, dann wird es das totale Ende sein: Westeros fliegt den Zuschauern um die Ohren, es ist Winter und der Nachtkönig herrscht. Und das heißt: alle *sind* tot.

Ehrlich? Ist das nicht zu naheliegend? Was, wenn es doch anders kommt? Vielleicht gibt es ja doch noch ein paar überraschende Handlungsstränge zu einem guten Ende, das - überraschenderweise - nicht vom happy-end-Klischee einknickt? Vielleicht, vielleicht, vielleicht. »Never safe«, meine Damen und Herren, gilt bei GoT für alles, sogar für das von mir prognostizierte katastrophale Ende. Bei guten Erzählungen kann man nie sicher sein. Gerade wegen ihrer hohen Einschlusskompetenz von Gegensätzen. Vielleicht kommt alles noch ganz anders. Noch hat die Serie über 500 Erzählminuten Zeit.

Kurz vor der letzten Staffel von GoT bangt die weltweite Fangemeinde lustvoll. Und indem sie bangt, *hofft sie*. Dass diese Serie es schafft, die gesamte mediennutzende Welt mit den Mitteln der Erzählung in einen realen Hoffnungsmodus zu versetzen, das interessiert mich als auch als Moraltheologen. ►

5 Vor dem Ende Hoffnung. Moraltheologische Koda

In Sichtweite des Endes zeigt GoT, dass Erzählungen immer auch Exerzitien in Hoffnung sind. Das Ende schreibt mit an der Geschichte. Und solange das Ende noch nicht da ist, kann es immer auch noch ein gutes Ende sein. Und allein das lässt hoffen. Am Ende vielleicht nicht der Wahnsinn, vielleicht nicht der Mord. Vielleicht Hochzeit und Glück.

Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Das ist natürlich auch ein Grundwort unseres Glaubens, der ja auch ein »never safe«-Unterfangen ist. Benedikt XVI., der das Büro neben meinem hatte, als er noch Professor Ratzinger war, hat damals als Professor in seiner *Einführung ins Christentum* dem Vielleicht ein paar

wunderbare Zeilen gewidmet. Er erzählt eine Geschichte von Martin Buber nach, in der ein Aufklärer den frommen Rabbi Levi Jizchak besucht, um dessen Glauben zu widerlegen. Der Aufklärer tritt also angriffslustig in die Stube des Rabbi, er will gerade loslegen gegen den Glauben, da sagt der Rabbi, ohne überhaupt nur aufzublicken: »Mein Sohn, vielleicht ist es aber wahr« [...] Der Aufklärer bot seine innerste Kraft zur Entgegnung auf; aber dieses furchtbare ›Vielleicht‹, das ihm da [...] entgegenscholl, brach seinen Widerstand« (Ratzinger 1969, 23).

Vielleicht ist es doch wahr? Vielleicht kommt doch noch das gute Ende? Ich halte das für die stets mitlaufende eigentliche Frage jener Erzählung, die unser Leben ist. Und für eine mögliche Antwort auf die Frage, was uns an prallen Geschichten so interessiert. Die Hoffnung kann gar kein passenderes Medium finden als die Erzählung. Und deswegen kann ein Moraltheologe gar nicht anders, als fasziniert zu sein von der Serie GoT, die die fernsehende globale Öffentlichkeit in eine Hoffnungsgeschichte verstrickt. So zerbrechlich diese auch sein mag.

Meine Damen und Herren, natürlich können Sie sich noch immer fragen, was eine solche Serieninterpretation mit Moraltheologie zu tun hat. Gibt es nicht bessere, andere, naheliegendere Themen für die theologische Ethik? Das will ich gar nicht bestreiten. Aber an unsere Alltagskultur mit der Frage heranzutreten, inwiefern sie uns helfen könnte auf dem Weg zu unserem eigenen, sicher bevorstehenden Ende, welche Lebensdeutungspotentiale und Hoffnungsmetaphern sie womöglich bereithält und wie wir uns diese erschließen könnten, gehört zumindest zum Arbeitsprogramm der Moraltheologie, wie sie an meinem Lehrstuhl in den nächsten Jahren betrieben wird.

Zusammen mit vielen Kolleginnen und Kollegen innerhalb und außerhalb meiner Fakultät und zusammen mit Partnern aus der Praxis von Sterbebegleitung, Trauerbegleitung und Totenversorgung denken wir über einen neuen Studiengang an unserer Universität nach, der im Moment den Arbeitstitel »Perimortale Kompetenz« trägt. Wir wollen Sterben, Tod und Trauer als ein zusammenhängendes Bezugsfeld verstehen und Menschen ausbilden, die andere durch dieses Feld begleiten. Das darf auf universitärem Niveau nicht ohne einschlägige Forschung geschehen. Diese wiederum kann auch die Gestalt einer Hoffnungs-Hermeneutik der Alltagskultur annehmen, wie sie in diesem kurzen Vortrag angedeutet wurde.

Zu einer Geschichte gehören Anfang, Mitte und Ende. Der Anfang ist eine Entscheidung, das Ende die Regentin der Geschichte. Die Mitte aber gehört der Hoffnung.

Hoffnung nehme ich auch für mich selber in Anspruch, der ich, aus momentaner Sicht, ziemlich genau in der Mitte meines akademischen Lebens angekommen bin. Hoffnung auf neue Gedanken im inspirierenden Umfeld dieser Universität, Hoffnung auch auf einen neuen Studiengang, der den Bedürfnissen der Zeit und ihrer Menschen entspricht, Hoffnung auf insgesamt zwei gute Jahrzehnte als aktiver Professor dieser Universität.

Jedenfalls ist viel Hoffnung jetzt. Aber nicht nur für einen vergleichsweise neuen Lehrstuhlinhaber. Sondern für uns alle. Denn tatsächlich ist just in diesem Moment gar nichts zu Ende. Nicht für mich, nicht für Sie und, wie wir sahen, auch noch nicht für GoT.

Gar nichts zu Ende? Doch. Aber nur diese Antrittsvorlesung.